



Gert Jonke (1946–2009)

ICH BIN SCHRIFTSTELLER

Ich verwende meine Füllfeder als Aussichtsturm
den Aussichtsturm als Schiffsmast
den Schiffsmast aber als Uhrzeiger welcher
auch der zu Stein fossilisierte Speer eines
Schwertfisches sein soll den man zwischen zwei
flügelartige Himmelhälften
gespannt hat um
mit deren Hilfe ordentlich diesen Tag zu
überqueren und hernach im Gasthaus zu verschwinden!
Am Scheitel dieser gebogenen Flugbahn
klettere ich einen Morgen weiter

Zu einem Gedicht von Gert Jonke. Von Ute Eisinger

Dieser Luftikus von Gedicht verdankt sich einem behinderten Dichter, d.h. einem mit höherer Gewalt vom Dichten abgehaltenen Dichter, dem österreichischen Dramatiker Gert Jonke.

Im letzten Kriegsjahr in Kärntens Landeshauptstadt gezeugt, zuletzt in Wien ansässig, wo er 2009 gestorben ist, war der Mann mit dem schmalen Mund und der markanten roten Brille eigentlich Musikwissenschaftler, hatte neben Germanistik auch Film studiert, den Orient und Südamerika bereist sowie in

den wilden Jahren in Berlin gelebt. Seit seinem experimentellen „Geometrischen Heimatroman“ von 1969 wurde er mit nationalen und internationalen Auszeichnungen bedacht und gewann 1977 den ersten Ingeborg-Bachmann-Preis in seiner Heimatstadt Klagenfurt, die den im Gymnasialalter debütierenden Dichter auf beschämende Weise für sein Talent bestraft hatte. Doch davon später.

Das vorliegende Gedicht versteht sich vom programmatischen Titel her als selbstbewusstes Daseinsbekenntnis des schreibenden Künstlers. Doch mitnichten legt sich Jonke darin in irgend einer Weise fest, worin die Aufgaben oder Eigenschaften lägen, nach denen sich Schriftsteller solche nennen dürfen; und genau das wollen nämlich die wissen, die selber (noch) keine sind...: Ihnen verwehrt das Gedicht jegliche Aussage, nach der sie sich richten können. Vielmehr lehrt „Ich bin Schriftsteller“ die prekäre Existenz des schreibenden Künstlers in der Gesellschaft, weniger den von den anderen auferlegten Stellenwert, sondern seine selbst gewählte Lebensform betreffend. Und eben diese Chuzpe macht das nur so vor Nichtfassbarkeit strotzende Bekenntnis des freien Narren, wie Jonke es hier leistet, so stark:

Im Ungewissen auf der Füllfederspitze des Aussichtsturms ausgesetzt, könnten den Akrobaten schon ein hauchzarter Luftzug oder der herauf dringende spitze Schrei eines Gaffers aus der Konzentration reißen und ihn damit lebensgefährlich aus dem Gleichgewicht bringen.

Eben diese riskante Position ermöglicht es dem Dichter allerdings auch, dass er seine ausgelieferte Lage zur Fortbewegung nutzt. Der Schiffsmast führt den Abenteurer weit in die Ferne; da Österreich ein Binnenland ist, liegt das Meer weit jenseits der Grenzen. Indem aus der Mast-Form eine Kompassnadel wird, nimmt der so vorgestellte Dichter nicht nur Raum, sondern gleich auch noch die Zeit in die Hand.

All diese Funktionen ermöglicht das Arbeitsgerät, die in der Hand des Schriftstellers befindliche Füllfeder: Über die Berge hinweg führt sie zum und übers Meer, ja an Orte jenseits der Zeitrechnung, d.h. hinter die Menschen, deren Geschichte sich durch Aufgeschriebenheit oder Aufschreibbarkeit auszeichnet, wogegen alles vor der Geschichtsschreibung Stattgefundene ungewiss bleibt; etwa die Steinzeit der Speere, die nicht Menschenwerkzeug, sondern – noch

vor unaufgezeichnetem Menschengedenken – Waffen eines Tieres gewesen sein könnten, von der menschenunvorstellbaren Macht der Zeit fossilisiert. Am Modalverb „sollen“ wird ersichtlich, dass der seine Lebensform darstellende Dichter der Wissenschaft gegenüber skeptisch ist; denn wer kann mit Sicherheit sagen, dass die Zeit in den Stein just ein Fischeschwert geprägt hat? Der musikalisch sozialisierte Jonke benutzt zur Erkundung des Wesentlichen vielmehr „Sprache als poetisches Forschungstransportmittel“ (Klaus Amann).

Denn, steht in dem Gedicht, in bzw. an all diesen Situationen und unzugänglichen Orten komme das mittels der Füllfeder geführte Schriftstellerleben, wie von „Wort- und Wirklichkeitsverzauberungskünstler“ Jonke so märchenhaft vorgestellt, voran. Selbst versteinertes Geschehen verflüssigt sich – unter des Schriftstellers beschleunigender Füllfeder, die fliegender Wurfpeil geworden ist.

Das Multifunktionsgerät des Schreibenden mag die Tragfläche waghalsiger Expeditionen geben, wie Leonardo den Vögeln naheifernd: Verwendet man den Speer der Füllfeder, die ursprünglich eine Feder war, als Objekt, welches Schwingen beflügeln, die man ihrerseits aus dem Himmel geschnitten hat, ist der zu überwindenden Fläche bereits das nächste Schnippchen geschlagen: Im wahrsten Wortsinn, denn der ausgeschnittene Himmel, beidseitig an den Speer der Füllfeder gehisst, erlaubt es dem Dichter, einen ganz gewöhnlichen Tag in seinem Leben zu bestreiten.

Denn für eine spektakuläre Leistungspräsentation in Art einer Kunstflugschau ist der Schriftsteller viel zu bescheiden: Er bleibt geerdet und begnügt sich damit, den Tag ohne besondere Vorkommnisse zu bestehen – „ordentlich“ ist Österreichisch für „gründlich, wie es gemacht sein muss“ – und gönnt sich nicht mehr als abends einen Wirtshausbesuch. Vielleicht, um nicht selbst kochen zu müssen, vielleicht, um ein paar Freunde auf ein Bier zu treffen...

Die Vorstellung vom Wesen des Dichters als Überflieger ist bei Jonke so alt wie der erste lyrische Text, den der Maturant öffentlich gelesen hatte: „Mein Gedicht soll sein: Wolkensegel, zwischen zwei Regenbögen ausgehängt“ definierte er sein dichterisches Vorhaben im November 1964 bei den St. Veiter Literaturtagen – neben Christine Lavant, Ingeborg Bachmann u.a. alten und neuen Größen des an Geschichte, borniertem Provinzfilz und Weltliteratur

reichen südlichen Bundeslandes, darunter dem Vorsitzenden und Doyen der Kärntner Dichtung durch wechselhafte Jahrzehnte, Josef Friedrich Perkonig. Dieser Mann, der sich zur selben Gelegenheit mit dem Hymnus „Kärntner Heimat“ als Echo seines Landes präsentierte, war nacheinander als Abwehrkämpfer, Austrofaschist, Nazi und nun Befreiter aufgetreten. Kein Wunder, dass Jonkes unpräzise, frei schwebende Worte provozierten.

Der Eklat blieb nicht aus: Die alteingesessenen Herren fühlten sich von den Jungspunden – neben Jonke der um ein Jahr jüngere langhaarige Werner Kofler – auf den Schlipps getreten, bis dem jungen Dichter vonseiten des Jugendamts, das beim Sohn einer allein erziehenden Mutter als Vormund fungierte, Dicht-, d.h. Publikationsverbot auferlegt wurde – sonst würde man ihn in eine Besserungsanstalt stecken! So verfuhr man in den 1960er Jahren mittels Amtsstube mit Frechdachsen.

Dass sich sein Mentor und Herausgeber der Literaturzeitschrift „Bogen“, Pototschnig, wo der siebzehnjährige Jonke im Vorjahr erstmals hatte veröffentlichen dürfen, daran hielt, empfand der junge Mann als ersten Verrat des so genannten Literaturbetriebs an den Dichtenden, und bis zu seinem Krebstod 2009 sollte er die Geschäftemacher im Namen seines Metiers mit Verachtung strafen.

Er selbst – der sich u.a. wegen des Dicht-Verbots aufs Schreiben eines experimentellen „Heimatromans“ sowie dramatische Gattungen (Theaterstücke, Hörspiele und Drehbücher) verlegen musste – blieb trotz aller Preise und Ehrungen ein bescheidener Mann, der es vorzog, lieber „im Gasthaus zu verschwinden“. Als er in den 1980er Jahren in den Lokalen der Wiener Bäckerstraße verkehrte, hatte er selbst im Winter manchmal Löcher in den Schuhen. Dort sah man ihn neben wild debattierenden Szene-Künstlern in sich hinein lächeln und Zigaretten ausgeben, bis er selbst nichts mehr zu rauchen hatte.

Dass die selbst erschriebene Flugbahn ihm ermöglichte, von einem Tag auf den anderen seine Fantasie in einer Welt zu erhalten, in der Dichtersein nicht eben viel gilt, war einer der stillen Erfolge, von denen Jonke nicht geredet hat.

Mit Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek hatte er gemeinsam, dass beide von ihren Müttern für eine Konzertpianistenkarriere bestimmt wurden und mit diesem Hintergrund sprachkritisch-musikalische Konvertiten in die Literatur geworden sind. Jelinek sagte über ihren ungleich bescheideneren Kollegen: „Ein großer Sprachkünstler, einer der größten. Er hat mit der Sprache gespielt wie ein Kind mit Seifenblasen, aber es war keine Luft in den Blasen, da war ein sehr raffiniertes und genaues Denken drinnen, und Kind war er auch keins, auch wenn er immer diese kindliche Freude an der Sprache gehabt hat“.

Sein Spielfeld war eine leichtfüßige, stets in unaufdringlicher musikalischer Harmonie befindliche Sprache, die mit dem Festgestellten übereinstimmte und keinerlei Aufhebens von sich machte. Das gehört umso mehr betont, als er zu einer Generation aktionistischer Sensationalisten und Polit-Polterer wie dem spätexpressionistisch-antifaschistischen Bildhauer Alfred Hrdlicka gehörte.

Dichter wie ihn würde man heute übersehen, wenn es sie gäbe. Er selbst ist trotz seiner zum Teil internationalen Lorbeeren in Österreich nicht breit bekannt, seine Stücke hat man v.a. bei Festwochen aufgeführt und recht kontrovers kritisiert. Obschon nicht mehr lebender Autor, hat Jonke – neben Okopenko, Priessnitz, Mühringer u.a. DichterInnen seiner Generation – es nicht in den Bildungskanon der Lesebücher geschafft.

Das Überqueren der Welt als Seiltänzer auf dem Regenbogen, wie Jonke die Tätigkeit des Schriftstellers in der letzten Zeile seines Gedichts beschreibt, ist nicht das Privileg genüssliches Gleitens, sondern eine lebensgefährliche Kletterpartie – und obendrein mühsam, wenn sie stets nur vom einen zum nächsten Tag bringt, entsprechend einem Leben von der Hand in den Mund.

Möglicherweise hat ja Jonke bei der Leichtigkeit der wieder zur Feder zurück verwandelten Füllfeder – ob als Speer oder Stein, Turm oder Mast bzw. täglich rettende Luftbrücke – an Constantin Brâncușis „Vogel im Raum“ von 1923 gedacht:



Ute Eisinger

Zu Constantin Brâncuși's Vogel im Raum (1923)

Die Kraft

einer geballten Feder: Fächer und Pfeil

aus der Hüfte gedreht,

beschleunigte Lanze,

bevor ihr der Fallschirm aufgeht,

wo sie schweben möchte,

ihr Kiel

ziehe Schrift

Schwung

Gedicht.